

KAMERUNS FRANÇOISE MBANGO ETONE, KÖNIGIN DES DREISPRUNGS

Ein Kind und 25 Kilos später gewinnt sie wieder

Von **Christine D'Anna-Huber, Luanda**

Ihre erste Goldmedaille hatte die Kamerunerin Françoise Mbango Etone vor vier Jahren gewonnen. An den Olympischen Spielen in Athen. Sie war damals 28, wurde gefeiert – ihrer eleganten Kraft, ihrer graziösen Ausdauer wegen bewundert. Und geliebt wegen der fröhlichen Unbeschwertheit ihres flatternden roten Röckchens über den Shorts.

Der Präsident ihres Landes zitierte die Leichtathletin gerne in seinen Reden, wenn er sich an die Jugend Kameruns wandte. Sprach von einem Vorbild. Vom Triumph harter Arbeit und Willenskraft. Und davon, dass eine afrikanische Herkunft kein Hindernis auf dem Weg zu Erfolg und Anerkennung sein muss.

Das alles änderte sich, als Françoise Mbango Etone Mutter



wurde und im April 2006 ihren Sohn Niels Adena gebar. Sie hatte keine leichte Schwangerschaft, nahm 25 Kilo zu, erkannte sich selber nicht mehr, wenn sie in den Spiegel schaute. Doch im Gegensatz zu ihren Sponsoren und den Verantwortlichen ihres Verbandes, die sie wegen «mangelnder Disziplin» suspendierten, zweifelte Mbango Etone keine Sekunde daran, dass es ihr gelingen würde, ihren Gold-Triumph von Athen bei den Spielen in Peking zu wiederholen.

Als sie mit Verletzungen kämpfte und fast zwei Jahre lang allen Wettkämpfen fernblieb, hielten alle ihre Karriere für beendet. Doch sie joggte frühmorgens durch Paris, wo sie vor den Spielen wohnte. Trainierte ohne Sponsor mit ihrer Schwester. Gab nie auf.

Das Comeback war ein Triumph. Bereits im ersten Versuch siegte die Athletin aus Kamerun im Peking Nationalstadion mit gewohnt fröhlicher Unverbissenheit. Sprang 15,39 Meter weit und damit gleichzeitig ihre persönliche Bestweite. Es war Jahresweltbestleistung und der zweitbeste Sprung der Geschichte. Im flatternden roten Röckchen (was sie als «sexy, weiblich und nicht anzüglich» definiert), die Haare rot (China), schwarz (Afrika) und blond (Goldmedaille) gefärbt.

In ihrer afrikanischen Heimat wurde der Sieg noch am selben Abend ausgelassen gefeiert. In den Strassen von Douala, Kameruns Hauptstadt, veranstalteten Taxi- und Autofahrer ein grandioses Hupkonzert, wurden Landesflaggen geschwenkt, skandierten Menschenmengen Mbango Etones Namen und sangen die Nationalhymne. «Wir sind stolz auf unsere Schwester!», erklärte ein junger Mann vor den Kameras des Nationalfernsehens. «Sie hat die Ehre unseres Landes gerettet.» Am Tag zuvor war die kameru-

nische Fussballmannschaft in den Viertelfinalspielen von Brasilien eliminiert worden. Eine Ungeheuerlichkeit, die Kameruns Männer jetzt aber mit Fassung tragen. Dreimal hat Kamerun bisher olympisches Gold gewonnen, einmal dank des Fussballs, der nationalen Leidenschaft. Die beiden anderen Medaillen gehen auf Mbango Etones Konto. «Als Frau in meinem Land angesehen zu sein als ein Fussballer, das soll mir mal jemand nachmachen», lachte sie nach ihrem Sieg.

Und natürlich wird sie jetzt mit Fragen bedrängt. Steht die nächste Babypause an? Oder wird sie dem Sport treu bleiben, ihre Berufung und ihr Talent noch ernster nehmen, auf den nächsten Weltrekord trainieren? «Gott wird es entscheiden, und mein Lebensgefährte hat auch ein Wort mitzureden», sagt Françoise Mbango Etone gelassen in die Mikrofone aufgeregter Sportreporter. Sie weiss, wer sie ist. Und sie kann sicher sein, dass ihr Name in den Reden des Präsidenten Kameruns noch öfter vorkommen wird als bisher.

DIE NEUEN REZEPTE HELFEN NICHT: DIE UBS KOMMT NICHT AUS DER KRISE HERAUS

Marcel Ospels Erben reden schön

Ihre Bank sei fast über dem Berg, die Basis für eine Rückkehr zu altem Glanz gelegt. So sieht es die neue UBS-Spitze. Schön wärs.

Von **Martin Vetterli**

Manchmal sind es die wenig spektakulären Sätze, die es in sich haben. Zum Beispiel dieser: «Ich sehe die Situation nicht dramatisch, aber sie macht mir Sorgen», kommentiert UBS-Präsident Peter Kurer den Abfluss an Vermögen, den seine Bank derzeit erlebt. Schwingt sich Kurer damit zum würdigen Nachfolger von Marcel Ospel auf? Der UBS-Übervater, ein Meister in der Kunst des Schönredens, hatte bis zu seinem erzwungenen Abgang die Krise seiner Bank lieber als unvermeidliche Naturkatastrophe dargestellt, als die Verantwortung für die eigenen Fehler zu übernehmen.

In nur einem Jahr hat aber die UBS 45 Milliarden Franken im amerikanischen Hypothekensumpf versenkt. Doch die Reaktion auf diesen beispiellosen Verlust ist lapidar ausgefallen: Die UBS will sich dreiteilen. Wenn jede Division auf eigene Rechnung arbeite, werde die UBS agiler, transparenter und flexibler, so Kurers Logik. Das mag richtig sein. Doch kann der Wechsel des Geschäftsmodells tatsächlich die Probleme lösen, die hinter dem Desaster der UBS stehen?

Zweifel sind angebracht. Dem Geschäftsmodell die Schuld für die Fehler zuzuschreiben, ist zu einfach. Wäre dem so, wären alle integrierten Banken mit den gleichen Problemen konfrontiert. Und alle reinen Investmentbanken wären aus dem Schneider. Sind sie aber nicht. Merrill Lynch etwa steht ähnlich schlecht wie die UBS da, Bear Stearns hat sogar seine Eigenständigkeit eingebüsst. Umgekehrt haben integrierte Banken wie

die britische HSBC oder die Credit Suisse die Krise gemeistert, ohne Kapital aufzunehmen zu müssen. Man kann sogar sagen, dass grosse integrierte Banken sich als widerstandsfähiger erwiesen haben, weil sie breiter aufgestellt sind und ihre Risiken besser verteilen.

Das weiss auch die UBS-Spitze. Aber sie sagt öffentlich nicht, warum sie jetzt gezwungen ist, die Investmentbank abzuspalten: Weil der Krisenbazillus das Herz der UBS infiziert hat, die Verwaltung der Vermögen von Reichen und Superreichen. Allein im vergangenen Quartal sind 43,8 Milliarden Franken abgeflossen. Das ist zwar nicht einmal ein Prozent der verwalteten Kundengelder, wie UBS-Präsident Kurer zu beruhigen versucht. Der Geldabfluss ist aber das untrügliche Zeichen für den Vertrauensverlust,

unter dem die ganze UBS leidet. Und dieses Vertrauen lässt sich nicht mit ein paar Ankündigungen und Umstrukturierungen zurückgewinnen.

Und wenn Konzernchef Markus Rohner sagt, mit dem alten Geschäftsmodell sei man an Komplexitätsgrenzen gestossen, verharmlöst er grosse Managementfehler. Die UBS ist mit einer falschen Einschätzung des Subprime-Markts in die Krise geschlittert und hat lange deren Ausmass nicht wahrhaben wollen. Die Investmentbank operierte – nach diversen Abgängen – im Geschäft mit festverzinslichen Papieren wie Subprime-Anleihen auf zu dünnem Eis, wie Rohner letzte Woche (TA vom 14. August) eingestand. Die Mittelzuteilung innerhalb der Bank funktionierte nicht; die Investmentbank konnte sich un-

gehemmt bei der Vermögensverwaltung mit billigem Geld versorgen. Und ging Risiken ein, die die Bank aus eigener Kraft nicht tragen konnte.

Hinzu kommen neue Problemfelder. Der Wirtschaftsabschwung belastet die UBS zusätzlich. Im Investmentbanking lassen sich auf Jahre hinaus keine fetten Gewinne mehr erzielen; neue Geschäftsfelder müssen erst entdeckt und erschlossen werden. Und die UBS wird ihre Risiken weiter zurückfahren: Weil dies die staatlichen Aufsichtsbehörden verlangen. Die Investoren haben schmerzlich feststellen müssen, dass die UBS ihre Risiken nicht im Griff hatten.

Droht ein Entzug der US-Lizenz?

Doch die UBS kämpft auch mit rechtlichen Problemen, die trotz der Ausreise von Martin Liechti, dem Chef der Vermögensverwaltung für Nord- und Südamerika, nicht gelöst sind. Können die USA der UBS beweisen, dass sie systematisch gegen Gesetze verstossen hat, muss die Bank im besten Fall mit einer hohen Busse rechnen, im schlechteren mit dem Entzug der US-Banklizenz.

Das alles zeigt: Eine Rückkehr in die guten Zeiten ist nicht erkennbar, der alte Aktienkurs auf Jahre hinaus unerreichbar. Um ihn zu rechtfertigen, müsste die UBS nach ihren beiden Kapitalerhöhungen den Gewinn des letzten Jahres um 50 Prozent übertreffen. Ein Ding der Unmöglichkeit. Trotzdem ist die UBS zum Erfolg verurteilt. Sonst droht sie mit weiteren Kurseinbrüchen das Vertrauen der Anleger ganz zu verspielen und ihre besten Mitarbeiter zu verlieren. Ohne Rückkehr in die Gewinnzone können auch Topleute ihre Boni auf absehbare Zeit hinaus vergessen.

Deshalb macht die UBS-Spitze wie zu Ospels Zeiten jetzt erneut auf Optimismus. Wichtiger wäre, dass sie mit einer klaren Strategie den Weg aus der Krise aufzeigt. Und dann mit einer Serie guter Resultate brilliert. Doch das ist im Moment – leider – wenig realistisch.



DER FALL GONTARD UND DIE PRIVATISIERUNG DER SCHWEIZER AUSSENPOLITIK

Weshalb wir private Friedensdiplomaten brauchen

Von **Matthias Siegfried ***

In letzter Zeit ist viel über die Vermittlungsaktivität des Genfer Professors Jean-Pierre Gontard in Kolumbien geschrieben worden. Gontards Nähe zur Guerillaorganisation Farc hat Wellen geworfen. Die grundsätzlichen Fragen nach der Rolle von nichtstaatlichen Vermittlern wurde in den Berichterstattungen aber ausgeklammert. Warum werden solche Vermittler eingesetzt? Welches sind ihre Vorteile gegenüber offiziellen Vermittlern?

Kriege werden heutzutage selten militärisch gewonnen, sondern öfter durch Friedensverhandlungen beendet. Die Rolle von unparteiischen Vermittlern ist dabei zentral: Sie stellen den Kontakt zwischen den Kriegsparteien wieder her, versuchen sie an den Verhandlungstisch zu bringen und sind bei der Umsetzung von Friedensverträgen aktiv. Solche Vermittlungsaktivitäten waren lange der staatlichen Diplomatie vorbehalten. Seit Beginn der 90er-Jahre hat sich dies geändert. Die Mehrheit der Konflikte findet

innerhalb von Staaten zwischen Regierungen und verschiedenen nichtstaatlichen Gruppen statt, die je nach Situation als Rebellengruppen, Freiheitskämpfer, ethnische Minderheiten oder Banditen gelten. Damit verbunden ist eine Nachfrage nach neuen Formen der Friedensdiplomatie, wobei nichtstaatlichen Vermittlern eine wichtige Rolle zukommt.

Viele der nichtstaatlichen Kriegsparteien wurden in den letzten Jahren von den USA und ihren Verbündeten auf die Terroristenliste gesetzt. Seither ist es für staatliche Friedensdiplomaten noch schwieriger geworden, mit solchen Gruppen Kontakte zu unterhalten. Auch deshalb arbeiten Aussenministerien mit den privaten Vermittlern zusammen. Es handelt sich um Experten mit besonderem Fachwissen, Nichtregierungsorganisationen oder Privatpersonen mit privilegiertem Zugang zu Konfliktparteien. Solche nichtstaatlichen Vermittler spielen insbesondere bei Vorverhandlungen eine wichtige Rolle – lange bevor offizielle Friedensverhandlungen beginnen. Sie haben die Flexibilität und politische Unabhängigkeit, um mit den Parteien in Kontakt zu treten

und diese an den Verhandlungstisch zu bringen. Sie werden auch als unparteilich, diskret, unbürokratisch und deshalb als effizient und vertrauenswürdig wahrgenommen.

Vermitteln zwischen der ETA und Spanien

Auch die Schweiz unterstützt solche private Individuen und Institutionen, wie etwa das Center for Humanitarian Dialogue in Genf. Dieser privaten Stiftung gelang es, bereits im Jahr 2000 die ersten Kontakte zwischen den maoistischen Rebellegruppen und der nepalesischen Regierung herzustellen, lange bevor staatliche Diplomaten den Friedensprozess unterstützten. Das Zentrum hat auch vertrauliche Kontakte zwischen der spanischen Regierung und der Separatistenbewegung ETA im Baskenland arrangiert, aus denen 2006 ein einseitiger Waffenstillstand resultierte. Das Zentrum half zudem diskret Kofi Annan in diesem Frühjahr bei der Beilegung der politischen Krise in Kenya. Bekannt ist auch, dass die Schweiz Anstrengungen von privaten Persönlichkeiten aus den Konfliktregionen selbst

unterstützt. So trafen sich Israeli und Syrer zwischen 2004 und 2006 in der Schweiz zu Vorverhandlungen, die von einem privaten Vermittler organisiert worden waren.

Private Vermittler sind zumeist schnell zur Stelle, aber sie verschwinden auch rasch wieder von der Bildfläche. Sie laufen Gefahr, als Sündenböcke von Konfliktparteien missbraucht oder instrumentalisiert zu werden, da sie nur selten über ein explizites Verhandlungsmandat verfügen. Oft werden sie dafür verantwortlich gemacht, wenn Friedensverhandlungen scheitern. Die privaten Vermittler sind deshalb auf eine enge Zusammenarbeit mit der gewichtigeren staatlichen Friedensdiplomatie angewiesen, damit sie nicht zum Spielball werden. Denn gerade wenn Kriegsparteien Privatvermittler als Sündenböcke missbrauchen, bedürfen sie der Unterstützung von staatlichen Vermittlern wie der Schweiz.

* Matthias Siegfried ist Projektkoordinator bei der Schweizerischen Friedensstiftung (Swisspeace) in Bern, die ihr 20-jähriges Bestehen feiert. Auf www.swisspeace.org findet sich die soeben erschienene Broschüre zum Jubiläum.